

Joachim Rapp (1870-1958)

Autor(en): Gustav Steiner
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1960

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a6535332-5d1b-4ec6-8e87-0a255ee49cca>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Joachim Rapp (1870–1958)

Von Gustav Steiner

Je mehr ich über das reichbefruchtete, in Arbeit und Familie begnadete Leben nachdenke, um so schwerer fällt mir der Versuch, auf begrenztem Raum die Erinnerung an die ausgeprägte, eindrucksstarke und zugleich liebenswürdige Persönlichkeit festzuhalten. Was Joachim Rapp-Bührer im wirtschaftlichen Leben Basels, was er in Politik und Militär bedeutete, das kann hier nur fragmentarisch erwähnt werden, und beinahe unmöglich scheint es mir, das, was sein eigenstes Wesen war und was davon auf seine Umgebung ausstrahlte, hier in Worte zu fassen. Sein Name ist mit dem Bauunternehmen verbunden, das er gemeinsam mit seinem Bruder zur sichtbaren Entfaltung brachte. Er gehörte zu den Exponenten im baslerischen Gewerbe und ward auch dafür angesehen. Darüber hinaus: er war als Mensch und Bürger eine «komplette» Natur durch Anlagen und Erziehung, durch Weltoffenheit und Konzentration, durch Wissen und jene Menschenkenntnis, die durch den dauernden Umgang mit Leuten aus allen Schichten gewonnen wird.

Inhaber der *Firma W. & J. Rapp*, die jetzt in den Händen der dritten Generation liegt, waren die beiden Brüder *Wilhelm* und *Joachim*. Die Harmonie ihrer nie getrübbten Zusammenarbeit war beinahe sprichwörtlich. Wilhelm war der ältere. Er wurde am 10. März 1867 geboren, drei Jahre früher als Joachim, und ging ihm (am 12. Juni 1949) auch im Tode voraus. Als der ältere mußte er auch früher dem Vater im Geschäft beistehen, nachdem er eine Zimmermannslehre und anschließend während zwei Semestern die Stuttgarter Bauwerkschule besucht hatte. Sein eigener Wunsch stimmte mit dem des Vaters überein. Weil er ins Tiefbaugeschäft eintrat, durfte Joachim sein ungestörtes Studium an der ETH als Ingenieur durchführen. Wilhelm heiratete, fast dreißigjährig,

eine Tochter des Baumeisters *Jean Müller-Staehelin*. Dieser zählte zu den Pfeilern der Brüdersozietät — ich erinnere mich noch des bärtigen, würdigen Herrn —, und durch die Ehe wurden die Bindungen mit der Sozietät, die bereits bestanden, verstärkt: Wilhelm Rapp wurde in aller Form in die Brüdergemeinde aufgenommen. Seine Arbeitskraft widmete er dem Beruf; er war der erste im Werkhof und der letzte im Bureau. Aber die freie Zeit gehörte kirchlichen Werken.

Anders der jüngere Bruder. Ihm wenden wir uns zu. Er hat, zweifellos auf Grund von Notizen, im hohen Alter seine Erlebnisse schriftlich geordnet und auf über hundert Foliosseiten sachlich und ohne irgendwelchen literarischen Anspruch als «Bericht» — es ist sein eigener Ausdruck — niedergelegt. Diese *Aufzeichnungen*, die streckenweise einen rein chronikalischen Verlauf nehmen, dann aber wieder in sein Gemüt blicken lassen, sind sein Spiegelbild, und zwar ein Spiegelbild seiner natürlichen und ungekünstelten Art. Weil ohne andere Präntentionen als die Absicht, den Nachkommen seinen Lebenslauf und die Richtlinien, die ihm durch die liebevolle Erziehung gegeben wurden, aufzuzeigen, fehlt ihnen jegliches Pathos und glücklicherweise die psychologische Verkrampfung religiöser oder philosophischer Probleme.

Bevor wir einzelnes herausgreifen, soll vom stadtbaslerischen oder, wenn man will: von einem geschichtspolitischen Standpunkt aus eine Erkenntnis abgeleitet werden, an die der Verfasser der Aufzeichnungen selber nicht im entferntesten gedacht hat: sie zeigen, wie Joachim, der *Sohn eines Neubürgers, Wurzeln geschlagen und durch und durch Basler geworden ist*. Seine Urbanität, das Hineinwachsen in jede öffentliche Verantwortung, die auch in die Breite gehende Tätigkeit gab seiner ganzen Erscheinung das Gepräge des in der Tradition gefestigten Stadtbaslers. Als er starb, war er Zunftmeister einer der größten Zünfte. Es war seine Absicht, Amt und Würde niederzulegen und in die Reihen der Zunftbrüder zurückzutreten, als ihm der Tod zuvorkam. Aber die Tatsache selbst, daß er bis zuletzt Vorsteher einer typisch baslerischen Gemeinschaft war, die an das baslerische Bürgerrecht gebunden ist, bekommt geradezu symbolische Bedeutung. Unsere Väter ha-

ben sich etwas darauf zugute getan, daß der Neuzugezogene verhältnismäßig rasch, jedenfalls schon in der zweiten Generation, assimiliert werde. Heute, da mit zunehmender Bevölkerungszahl die Vermassung unsere städtische ursprüngliche Eigenart aufzulösen droht, ist die Assimilierung nicht mehr eine Angelegenheit stolzen Bewußtseins, sondern praktischer Notwendigkeit.

Der *Vater* stammte aus einer bauerlichen Gegend im Württembergischen, also aus altem Einzugsgebiet unserer Stadt. Er war Leinenweber, und dieselbe Hantierung trieben die Geschwister, wenn es nicht dem einen oder andern wie ihm gelang, doch noch ein Handwerk zu ergreifen, zum Beispiel als Zimmermann.

Mit einem ehemaligen deutschen Obersten, der ein Los für Bauarbeiten an der ersten Hauensteinlinie übernahm, kam er in die Schweiz, machte sich mit der Zeit selbständig und gründete ein eigenes Geschäft zur Ausführung von Tiefbauarbeiten (1861). Er wurde befreundet mit der Familie des Bau-schreibers (und ehemaligen Pfarrers) *J. J. Uebelin*, trat zum Protestantismus über, kaufte sich ins Bürgerrecht ein und verheiratete sich mit dessen Tochter *Charlotte*. Er beteiligte sich selbständig im Eisenbahnbau, mit Gewinn und Einbuße. Eine glückliche Hand bewies er durch die Erwerbung eines großen Landkomplexes, der, damals außerhalb der Stadt, auf dem Großpeter, noch unbebaut und abgelegen, deshalb erschwinglich war. Haus und Hof, eine eigene Schmiede, Remise und Stallung und Garten bildeten bald das Paradies der Kinder. Aus tiefem Sodbrunnen mußte das Wasser geschöpft werden. Durch das Areal wurde später die Hochstraße gezogen. Was an den Bahnhof abgetreten wurde oder im Lauf der Jahre neuen Straßenzügen zum Opfer fiel, wurde womöglich durch Neuerwerbung wieder ausgeglichen. Bis auf den heutigen Tag befindet sich das Werkbureau der Firma auf diesem Grund und Boden. In den Aufzeichnungen legt Joachim Rapp Rechenschaft ab über die erfolgten Mutationen. Auf dem verbleibenden Teil, so schreibt er, «dürfen wir durch Gottes Gnade heute noch hausen». — Es hätte auch anders kommen können. Denn die Unternehmungen des Vaters waren zeitweise recht

verlustreich, und durch Bürgschaft und den Konkurs eines Verwandten geriet er in eine schwierige Lage. Er büßte sein ganzes flüssiges Vermögen ein. Aber an Grund und Boden hielt er hartnäckig fest. Wie der Vater, so blieben die Söhne Wilhelm und Joachim der Hochstraße treu. Joachim besaß noch ungebrochen jenen Begriff von «Vaterhaus», der mit dem Lichtschein von Kindheit und Jugend und Ehe umstrahlt, in unserer Unrast aber im Schwinden begriffen ist.

Am 3. April 1870 wurde *Joachim* geboren und am 15. Mai auf den Namen *Gustav Adolf Joachim* getauft. Joachim war auch der Christenname des Vaters. Mit dem Vornamen Gustav Adolf war wohl verbunden die Erinnerung an den glaubensstarken, tapfern Schwedenkönig, den Retter des Protestantismus. Der Gustav Adolf-Verein, der mit seinen Zweigvereinen auch außerhalb von Deutschland Fuß faßte, fand in den frommen Kreisen unserer Stadt damals bekenntnishafte Sympathien. Die Mutter Joachims, Charlotte, war «eine sehr religiöse fromme Frau». Kein Tag verging, ohne daß «zum mindesten» die Losung der Brüdergemeinde wäre vorgelesen worden. An Sonntagen gingen die Kinder in die Abendstunde ins «Ringgäßli». «Dadurch wurde eine religiöse Grundlage fürs ganze Leben gelegt.» So lesen wir in den Aufzeichnungen. Und in einem Nachruf, den einer seiner zünftischen Mitvorgesetzten verfaßt hat: «Ohne den Namen des Allmächtigen auszusprechen, ließ er jeden spüren, daß sein Tun und Lassen einem zuversichtlichen Glauben entsprang.» Die Erinnerungen an seine dreijährige berufliche Gotthardzeit schließt Jochem mit dem Satz: «Über allem hatte mich die Gnade Gottes durch die Fürbitte meiner lieben Eltern vor Gefahren, aber auch vor größeren Torheiten bewahrt.» Seinen Grundsätzen blieb er in dieser einfachen Denkweise verpflichtet. Nie hat er sich im Irrgarten dogmatischer unfruchtbarer Spekulationen verloren.

Die Welt des Kindes wurde erweitert durch den Gang zur Schule. Mit sechs Jahren pilgerte Jochem jeden Tag den weiten Weg ins Luftgäßlein. Sein Lehrer war «ein herzensguter Erzieher» — dem Leser der Aufzeichnungen kann es nicht entgehen, mit welcher Anerkennung und Dankbarkeit Joachim Rapp von den Mitmenschen redet. Er hält sich an die guten

Eigenschaften, und sein Dank gilt jedem, der ihm Freundlichkeit oder Dienst erwiesen hat. Seine Mitarbeiter nennt er mit Namen.

Nachdem er aus Rücksicht auf das Tiefbaugeschäft nach vollendeten vier Jahren Untergymnasium in die Obere Realschule, das heutige MNG, hinübergewechselt und die mathematischen Rückstände nachgeholt hatte, gewann er Geschmack an den Naturwissenschaften. Er durfte dem Schülerverein «Natura» beitreten und bekam, weil er eine Vorliebe für Gesteinskunde an den Tag legte, das Cerevis «Granit». In seinen Grundsätzen und in seiner Arbeitsleistung, im Frieden wie in Grenzbesetzungszeit bewies er sich als Granit.

Im Keller richtete er ein primitives Laboratorium ein. Chemie fesselte ihn. Aber der Vater ließ nicht das Ziel aus dem Auge: die spätere Mitarbeit eines fachlich ausgebildeten Sohnes im Geschäft. Nach glänzend bestandener Maturität, und nachdem er noch eine Zeitlang daheim ausgeholfen hatte, begann er seine Studien am eidgenössischen Polytechnikum in der Ingenieurabteilung. 1892 erhielt er das Diplom. Was so ein gesundes freigemutes Studentenleben ausmacht, das hat er, auch bei bescheidener Barschaft, in seriöser Arbeit, in Freundschaft, auf Exkursionen und Reisen, als Turner und im Schießverein gepflegt. Dann schloß sich die Praxis an. Sofort fand er Anstellung im eidgenössischen Befestigungsbureau. Er wurde als Assistent-Bauführer nach Airolo beordert. Drei glückliche Jahre in Wind und Wetter im Gotthardgebiet, am Bau der Fortifikationen beschäftigt, mit militärdienstlichen Unterbrechungen, wurden ihm unvergeßlich. Kam Freund Jochem in gemütlichen Stunden auf diese Zeit zu sprechen, dann war er unerschöpflich. Eine Episode löste die andere ab: das Abenteuer mit den Skiern, die Begehung des Gotthardtunnels, die Entdeckung der Kristallhöhle usw. Zusammenfassend schreibt er: «Ich habe viel gelernt und viel erfahren. Ich habe die Schönheiten, aber auch die Tücken des Gebirges im Sommer und im Winter kennen gelernt, habe angenehme Bekanntschaften und Freundschaften für das Leben geschlossen, habe meinen Körper und meine Gesundheit gestärkt und habe mir eine Anhänglichkeit an den Tessin und seine sympathischen

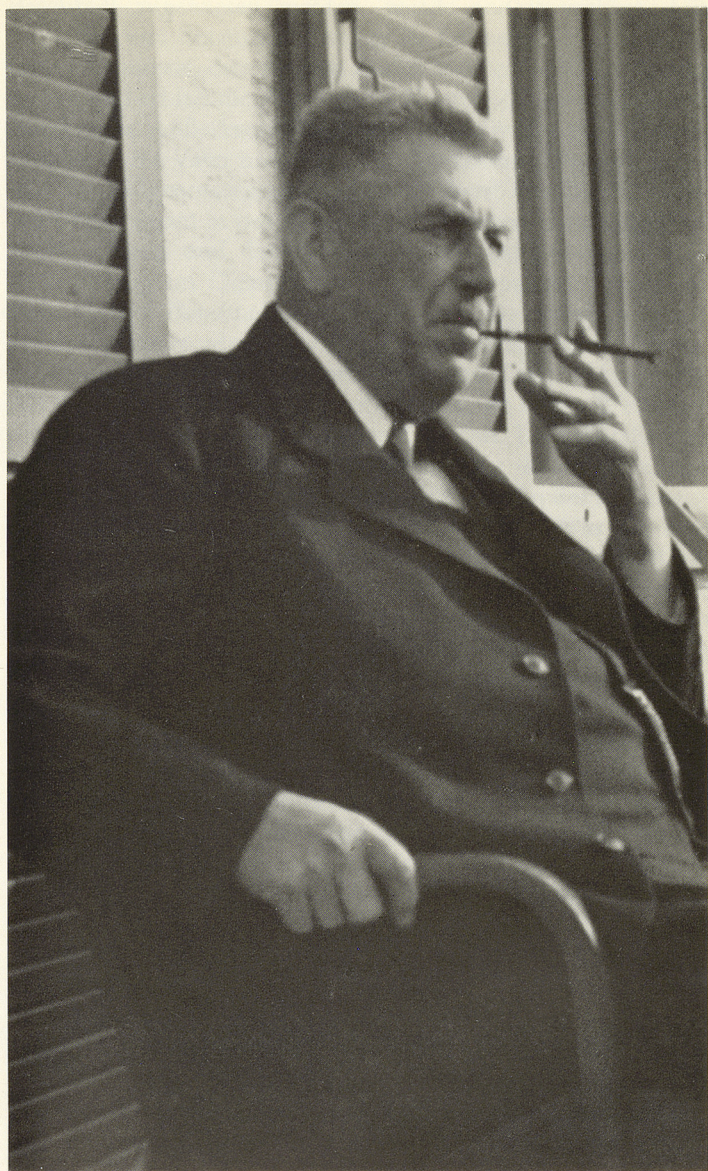
Bewohner erhalten. Dabei habe ich mir ein gutes Zeugnis meines obersten Chefs, Hrn. Oberst Folly, erworben. Ich lernte, wenn auch kein klassisches, so doch ausreichendes Italienisch, um mich geläufig auszudrücken.»

Dann kam der Augenblick, ein Höhepunkt für die Beteiligten, da der Vater das Geschäft den beiden Söhnen übertragen konnte. Das war im Juni 1896. Er war schwer leidend, und ehe ein Jahr vergangen war, wurde ihm auf dem Wolfgottesacker die Ruhestätte bereitet.

Die Zeichen auf den Fourgons: *W. & J. Rapp* waren Zeichen der neuen Firma.

Was dem Vater versagt war, erfüllte der Sohn in vollem Umfang: mit der Einbürgerung übernahm der Vater zwar Pflichten und Rechte; er verband sich durch die Ehe mit einer altbaslerischen, im 15. Jahrhundert eingebürgerten Familie; er nahm die Zunft seines Handwerks, die Bauleutezunft, an, aber *militärpflichtig* wurde er in seiner zweiten Heimat nicht. Dafür trat sein Jochem als Jäger den Basler Kadetten bei, wurde begeisterter Turner an der Obern Realschule unter «Papa Glatz», und schon mit 19 Jahren meldete er sich in Zürich, als er dort studierte, zur Rekrutierung. Die Zuteilung zu einer der wenigen Spezialwaffen war damals begehrt und wurde beinahe als Gunstbezeugung des Aushebungsoffiziers angesehen. Man war auch föderalistisch, war kantonal eingestellt. Wir Basler zum Beispiel trugen ein besseres Tuch als unsere eidgenössischen Nachbarn. Denn die Stadt konnte es sich für ihre Söhne leisten, ein Aufgeld zu bezahlen. Allerdings — ich erinnere mich noch wohl, wie uns Baslern, die in Zürich die Rekrutenschule absolvierten, aus Absicht oder aus Sparsamkeit, nicht einmal am Sonntag erlaubt war, in unserm guten Tuch und Zuschnitt auszugehen. Der Waffenrock blieb bis zum letzten Tag konfisziert. War ich Sonntags eingeladen, dann mußte ich mich hemdärmelig oder im «Dickmutti», im Kaputt, zu Tische setzen.

Als sich der angehende Ingenieur Jochem in Zürich zur Rekrutierung stellte und dem Kreiskommandanten erklärte, er möchte den Genietruppen und zur Ausrüstung dem Kanton



Baselstadt zugewiesen werden, wurde anders verfügt. Mit Schrecken und Entrüstung fand er im Dienstbüchlein den Eintrag: «Infanterie, dem Kanton Zürich zugeteilt.» Er erhob Einspruch und erhielt die Antwort, im Kanton Zürich werde überhaupt kein Außerkantöner einer Spezialwaffe eingeordnet. Empört waren Vater und Sohn. Die Korrektur vollzog zu ihren und der Eidgenossenschaft Gunsten Oberst von Mechel, früher Oberleutnant in neapolitanischen Diensten, dann eidgenössischer Oberst und damals Kreiskommandant in Basel. Der neue Eintrag im Dienstbüchlein lautete nunmehr: «*Sappeur, dem Kanton Baselstadt zur Ausrüstung zugewiesen.*» Rapp avancierte außerordentlich rasch. Die militärischen und die beruflichen Pflichten nahmen oft seine letzte Kraft in Anspruch. Als *Oberst* machte er die Grenzbesetzung im ersten Weltkrieg mit. Er war Geniechef der dritten Division. Im Frühjahr und Sommer 1917 zehrte die Überanstrengung derart an seinen Nerven, daß er unter Schlaflosigkeit litt und ihn der Divisionsarzt kurzerhand nach Hause schicken wollte. «Was ich aber refüsierte», schreibt Rapp lakonisch. Er war eben doch «Granit». Als die Division abgelöst wurde, reiste er mit seiner Familie nach Wengen. Dort erholte er sich rasch. «Dies waren», so fügt der Verfasser rückblickend bei, «meine ersten eigentlichen Ferien, die sich von da ab jedes Jahr wiederholten.»

Er war ein Greis von 75 Jahren, als er im eigenen Hause an der Hochstraße und am eigenen Leibe einen Vorgeschmack des erbarmungslosen wirklichen Krieges bekam. «Der furchtbare 4. März 1945» mit dem Fliegerbombardement durch amerikanische Flugzeuge, da in Wohn- und Bureaugebäuden, in Hof und Stallung die Brandbomben aufloderten, und er selber im Gesicht versengt wurde, hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck. Seiner ausführlichen Schilderung spürt man die Erschütterung an.

Die mannigfaltigen Beziehungen brachten es mit sich, daß er sich der städtischen *Politik* verschrieb. Während neunundzwanzig Jahren gehörte er als Vertreter der Liberalen Partei dem Großen Rate an. Nach dem Rücktritt des Freisinnigen Dr. V. E. Scherer ließ er sich durch seine Parteifreunde, namentlich

durch ein Schreiben von Prof. Speiser, überreden, sich als Kandidat im Kampf um den Sitz im Ständerat aufstellen zu lassen. Das bürgerliche Lager war gespalten. Gewählt wurde der sozialdemokratische Kandidat, Regierungsrat Wullschlegler. Er habe diesen Mißerfolg «nicht stark empfunden», schreibt Rapp, und das ist um so mehr glaubhaft, da er schwere Bedenken hatte, er könnte dem Geschäft allzusehr entzogen werden, und da er (vgl. Basler Jahrbuch 1927, S. 259) eine imponierend hohe Stimmenzahl erreichte. — Im Jahre 1937 nahm er als Großrat seinen Rücktritt. Ihn ärgerte, daß sogar in Kommissionsberatungen die Parteiparole maßgebend wurde. Wo er aber mit Kopf und Herz dabei sein konnte und ihm der Aufwand an Kraft und Zeit sinnvoll schien, versagte er seine Hilfe nicht.

So bleibt ihm das *Mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium* zu dauerndem Dank verpflichtet. Das Ansehen, das er genoß, und seine herzliche Verbundenheit mit dieser Schule festigten auch ihr Ansehen und kamen dem gesunden, aufgeschlossenen Geist, der herrschte, zugute. Die Einrichtung von drei gleichwertigen Maturitätstypen durch das neue Schulgesetz mußte ja bisherige Vorurteile überwinden. Die festgeprägte Formel vom ausschließlichen Bildungswert des altsprachlichen Gymnasiums im humanistischen Basel geriet in Widerspruch zu den Forderungen zeitgemäßer neusprachlicher Richtung oder gar zu den Forderungen einer völlig anders gearteten, der Entwicklung der exakten Wissenschaften entsprechenden Bildungsmöglichkeit. Heute, nach bald dreißig Jahren, darf man behaupten, daß sich die drei Gymnasien bewährt haben und daß die Einsicht in die Notwendigkeit der Gymnasialreform von 1929 auch bei ehemaligen Gegnern vorhanden ist. Als das Gesetz in Kraft trat, war es von tiefgreifender Bedeutung, daß die Inspektion des Math.-naturwissenschaftlichen Gymnasiums aus Persönlichkeiten zusammengesetzt war, die sich mit ihrem geachteten Namen für die neue Schule einsetzten. 1930 ernannte der Regierungsrat neben andern Vertretern auch Oberst Rapp zum Mitglied. Im Jahre 1935 übernahm er das *Präsidium*. An Arbeit fehlte es wahrhaftig nicht.

Aber wenn ich an jene Zeit, da Prof. Buchner Rektor war und da ich als Delegierter und als sein Stellvertreter an den Verhandlungen teilnahm, zurückdenke, dann kann ich, nach so vielen Jahren noch, das Glück nachempfinden, das uns nach beendigem Kampf um die Reform beseelte, als wir im Bewußtsein unserer Verantwortung in einer Atmosphäre des Vertrauens berieten und ordneten, was notwendig war. Oberst Rapp liebte die Schule. Das Amt, so lesen wir in den Aufzeichnungen, brachte ihm «enorme Befriedigung durch den Kontakt mit der Schule, mit dem Rektor, mit der Lehrerschaft» und nicht zuletzt «infolge der guten Zusammenarbeit mit den Inspektionsmitgliedern». Jahrelang waltete er bei den Maturitätsprüfungen als Experte für Darstellende Geometrie.

Unschätzbar war seine Hilfsbereitschaft im Zweiten Weltkrieg. Anfang April 1940 überfiel Hitler Dänemark und Norwegen. Unsere Augen waren auf Narwik, waren auf England und Amerika gerichtet. Einen Monat später wiederholte sich der Rechtsbruch, der uns im Ersten Weltkrieg empört hatte: Holland, Belgien und Luxemburg wurden von den Deutschen erobert. Die Spannung im Schulhaus, die Erregung unter Schülern und Lehrern wurde fast unerträglich. Die Generalmobilmachung vom 11. Mai 1940 wirkte geradezu befreiend¹. Aber jeder stand unter dem Eindruck der Kriegsgefahr. Der Großteil der Lehrer, auch der Rektor, rückte ein. Die Durchführung des Schulunterrichts wurde problematisch. Sogar Mitglieder der Inspektion versuchten zeitweise, die lehrerlos gewordenen Klassen beisammen zu halten. Über Mittag blieb ich auf dem Rektorat — es war die einzige ruhige Stunde zur Erledigung der Arbeit. Dann, lange vor Beginn des Unterrichts, kam regelmäßig auch unser Präsident Rapp zu Besprechungen. Nur schon sein Dasein, seine verhaltene Ruhe, aber ebenso sein klares Urteil, sein guter Rat wirkten wohltuend. Er war «Granit». Er, der ehemalige Schüler der Obern Realschule, der Vorgängerin des MNG, fühlte sich hier beheimatet, und das einzige Erlebnis, das ihm in diesem Zusammenhang Schmerz be-

¹ Es war die zweite Generalmobilmachung; die erste war am 1. September 1939, nach dem Einmarsch der deutschen Armee in Polen, durch den Bundesrat angeordnet worden.

reitete, war der ungewollte Rücktritt, als er die gesetzliche Altersgrenze erreicht hatte.

Er war *Zünfter zu Spinnwettern*. «Mein Vater war schon zünftig gewesen, und mein Bruder Willy war es ebenfalls.» Sein Onkel Fritz Uebelin habe ihn zum Beitritt veranlaßt. Das war Friedrich Wilhelm Uebelin, seit 1893 Vorgesetzter und seit 1909 Zunftmeister. Der Vater Jochems hatte den Schritt in die Zunft auch getan, seitdem er mit den Uebelin verwandt war, und obschon er zweifellos sein schwäbisches Idiom nicht ablegen konnte. Aber gerade darin bewährt sich eine wesentliche Aufgabe unserer Zünfte: sie nimmt den Neubürger als Teilhaber in unsere Geschichte, in unsere Verfassung und in unsere städtische Eigenart und Gemeinschaft auf.

Im Jahre 1923 wurde Oberst Rapp Statthalter. «Als solcher», so lautet sein Eintrag, «durfte ich als Gast zum Goldenen Stern die Morgartenfahrt mitmachen.» Meine Einladung hatte er mit Freuden angenommen, und die Notiz, die einzige über baslerische Zunftanlässe, ergänzt, was er mündlich, in lebhafter Erinnerung, stets bezeugt hat: dieser vaterländische Gang, nur wenige Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, blieb in sein Gedächtnis eingegraben. Wir teilten beide die Sorge um unsere Heimat, und vor allem die Sorge über die Duldsamkeit, die, so schien es uns, den Frönlern und verschiedenen offenen oder getarnten nationalsozialistischen Organisationen gewährt wurde. Es brauchte sträflichen Optimismus, daran zu glauben, daß durch das Münchner Abkommen vom September 1938 der Friede, wie die Schlagzeilen der Zeitungen verkündeten, «gerettet» sei. Unbekümmert um Verträge besetzte Hitler im März 1939 Prag. Frankreich und England tauschten Zusicherungen aus für den Fall eines deutschen Angriffes auf Holland, Belgien oder die Schweiz. Wir dachten an das alte «Hilf dir selbst . . .»

Mit den Zunftbrüdern zum Goldenen Stern hatte ich zwei Jahre vorher auf dem Rütli getagt. Man kann mit dem geistigen Widerstand nicht früh genug einsetzen. Oder besser: nie aufhören. Diesmal, im Frühsommer 1939, wählten wir den Kampfplatz am Morgarten. Als unser Extrazug auf dem Sattel

hielt, wurden wir zu unserer Überraschung von der Dorfmusik mit kräftigem Marsch empfangen, Buben im Hirtenhemdli präsentierten die Armbrust, und die Töchter in ihrer Tracht erfreuten uns mit Blumen. Das Stationsgebäude war beflaggt. Das war Heimat. Ein feiner Regen vertrieb uns aus dem Vorgarten des Wirtshauses zum Znüni in die Gaststube. Jeder Stuhl war ums Umsehen besetzt. Da zog ich Freund Jochem und die andern Ehrengäste in die Küche. Er strahlte: «Wie im Tessin!» Da saßen wir beisammen, und hier, am bescheidenen Herd, im Freundesgespräch, ging mir sein ganzes Wesen auf, und er, der so gütig, aber, wo's nottat, auch «Granit» sein konnte, erschien mir in dieser bedrängten Zeit wie die höchste Zusage unerschütterlicher und treuer Gesinnung, auf die Verlaß ist. Bei der Schlachtkapelle — denn hier und nicht beim Morgartendenkmal ist der Kampfplatz von 1315 — vereinigten wir uns im Gedanken an die Vergangenheit und an die Forderung des Tages. Der Regen tropfte von den Zweigen. Aber im Gelöbnis für die Heimat schlossen wir uns zusammen, und als einige Stunden später der Herr Oberst und Statthalter Rapp in Brunnen das Wort ergriff und mit Zuversicht uns alle erquickte, strahlte plötzlich die Sonne durch die hohen Fenster.

Im Jahre 1943 wurde er Meister zu Spinnwettern; da feierten wir diese Ehrung; unsere gegenseitigen zünftischen Besuche wurden zur Gewohnheit. Für das Amtsjahr 1949/50 wurde er vom Meisterbott zum Vorsitzenden Meister der Basler Zünfte und Gesellschaften erkoren. Im selben Jahre verlor er seinen Bruder Wilhelm. Dieser Schmerz ging tief.

Was ihm aber an Leid und Freude zufiel, auch Arbeit und Geselligkeit, ruhte auf dem sichern Untergrund seiner religiösen Lebensanschauung und seines glücklichen *Familienlebens*. Seit 1902 war er verheiratet mit *Fräulein Aenny Bühner*. Aus den Aufzeichnungen, die für die Familie bestimmt sind, erlauben wir uns nur die Summe zu ziehen; sie ist herzliche Dankbarkeit. Er bekundet sie mit den schlichten und inhaltreichen Worten: Sie war «eine liebe, getreue und hingebende Lebensgefährtin . . . Wir waren treu vereint, und nie hat ein Zwist unser gegenseitiges vertrauensvolles Einvernehmen gestört.»

Noch vor dem Hinschied des geliebten Bruders wurde die Nachfolge geordnet. Die Väter übergaben in aller Form das Geschäft ihren Söhnen. Doch «nicht, um die Hände in den Schoß zu legen».

Er trug sein biblisches Alter mit Gelassenheit, und er betrachtete es als Geschenk, daß er immer noch, wenn auch mit Anstrengung, die Baustellen aufsuchen konnte. Sein Gang ward langsamer, und er stützte sich schwer auf den Stock. Aber er hielt sich aufrecht. Er stand im 88. Jahr, als seine Kräfte zusehends schwanden. Langes Krankenlager blieb ihm erspart. Unsere letzte Begegnung war am Sterbebett. Ich spürte, daß der Händedruck der letzte sei. Draußen auf der Straße ging mir das Bruchstück eines Gerhardtschen Liedes durch den Sinn: «Die Welt bin ich durchgangen, daß ich's fast müde bin.» Unwillkürlich blieb ich stehen. Ich wendete mich um, wie man von einer Höhe zurückblickt auf den weiten Weg, den man zurückgelegt hat. Ich wußte, daß mein Freund Jochem nach unserm Abschied für immer seine Augen geschlossen hatte.